

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 27

Artikel: Mutter Natur weiss es am besten

Autor: Marvey, S.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641069>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Ich gehe selbst ...“, sagt das Fräulein beinahe weinend, „entschuldigen Sie einen Moment.“

Der kleine, dicke Herr entschuldigt.

Befühlt die Stoffe, geht von einem Ballen zum andern, schreitet die Seiten ab, wie ein Feldherr nach der Schlacht, während das versammelte Personal des Kaufhauses andächtig und respektvoll die roten Wölle um seine kleine, dicke Person betrachtet.

Die Spannung ist auf dem Höhepunkt angelangt, alles hält den Atem an, denn da kommt Fräulein Müller aus dem Fahrstuhl, hinter ihr zwei Boys, die die letzten Ballen rotes Tuch zärtlich auf den Armen tragen.

Und wirklich, — der kleine, dicke Herr befühlt es, beriecht es, beäugt es und sagt: „Das ich das richtige!“

„Ah!“ ... Das Warenhaus seufzt auf.

„Wieviel Meter darf ich geben?“ fragt Fräulein Müller strahlend.

„Ja“, sagt der kleine, dicke Herr —, „das ist nicht so einfach! Da müssen Sie mir helfen! ... Das verstehen Sie auch besser. Also passen Sie mal auf: Da hat meine Frau zu Weihnachten unserem kleinen Jungen so'n Stoffkamel gekauft. — So'n kleines Stoffkamel, — so groß wie meine Hand — und nun hat der Lausebub dem Kamel das rote Züngel rausgerissen und verloren ...“

Ideal und Leben.

Von Jakob Bosshart.

In den Lüsten treibt licht eine Wolke,
Auf der Erde ihr Schatten schleicht,
Wie ein trauriger wegmüder Wandrer,
Der nimmer sein Ziel erreicht.
Mir ist, ich sehe mein Leben,
Wie es doppelt vorüberschwelt,
Am Himmel, wie ich es träume,
Im Tale, wie ich's gelebt.

Mutter Natur weiss es am besten.

Von Prof. Dr. S. Marvey, Glasgow.

Berechtigte Uebertragung von Frank Andrew.

Wie sinnreich und wundervoll hat Mutter Natur es doch einzurichten verstanden, daß durch das Gegenspiel der Kräfte jenes Gleichgewicht hergestellt ist, das unser aller Dasein erst ermöglicht! Sie sorgt auf allen Gebieten ihres Schaffens dafür, daß die „Bäume nicht in den Himmel wachsen“, daß diejenigen ihrer zahllosen Schöpfungen, die ihren anderen Kindern gefährlich werden könnten, soweit in Schach gehalten werden, daß das Leben aller gesichert bleibt, wenn ... Ja, wenn der Mensch in seiner Vermessenheit nicht immer wieder versuchen würde, seinen eigenen vermeintlichen Bedürfnissen zuliebe Mutter Natur ins Handwerk zu pfuschen, und damit Zustände herbeizuführen, deren er dann oft nicht mehr Herr zu werden weiß.

Das treffendste Beispiel für den Schaden, den der Mensch durch seine bewußte oder unabsichtliche Einnistung in das Gleichgewicht der Natur anrichten kann, ist die Insel Jamaika in Westindien. Unendliche Zeiten hindurch war dieses gesegnete Flecken Erde mit seiner reichen tropischen Tier- und Pflanzenwelt ein wahres Paradies, in welchem eine anspruchslose Bevölkerung ein friedliches, gesichertes Dasein führte, weil Mutter Natur weise dafür gesorgt hatte, daß alle ihre Geschöpfe ohne tödlichen Vernichtungskrieg nebeneinander leben konnten. Dieser Friede begann zu schwanden, als die Insel nach und nach in den Wirtschaftskreis westlicher Zivilisation einbezogen wurde. Fremde Schiffe kamen und brachten einen Eindringling mit sich, der sich

rücksichtslos seinen Platz unter den bisherigen Bewohnern der Insel zu erkämpfen wußte: die Ratte! Mögen es auch immer nur einzelne dieser Tiere gewesen sein, die aus den Schiffen von magerer Kost entflohen, um sich an dem gedeckten Tisch des reichen Landes gütlich zu tun; ohne jeden natürlichen Feind unter der eingeborenen Fauna vermehrten sich die Ratten in so ungeheuerlicher Weise, daß sie im Laufe der Jahre zu einer unerträglichen Plage wurden. Menschliche Behausungen, Scheunen und Ställe waren vor den unermüdlichen Nagern nicht mehr sicher, die unter den Vorräten der Einwohner und der Ernte auf den Feldern unübersehbaren Schaden anrichteten. Verzweifelt suchte man nach irgend einer Abhilfe, versuchte es mit Gift und Fällen, ohne aber ein genügendes Ergebnis zu erzielen.

Schließlich kam man auf die Idee, einige Paare der indischen Mungos einzuführen, die geschworene Feinde der Ratten sind. Tatsächlich wurden sechs dieser behenden Tiere auf Jamaika ausgelegt, die sich in Kürze zu ansehnlicher Zahl vermehrten. Wirklich begann sich dann auch der Kampf gegen die Ratten bemerkbar zu machen; mit solcher Ausdauer stellten die Mungos den Nagern nach, daß diese in verhältnismäßig kurzer Zeit verschwanden. Die Bevölkerung begann wieder aufzutreten, als sie ihr reiches Land von seiner Plage befreit sah. Allmählich wurden jetzt aber andere Klagen laut, die von Jahr zu Jahr an Schärfe zunahmen und bis zum heutigen Tag nicht verstimmt sind. Die Mungos sind nämlich inzwischen zu einer Armee angewachsen, die man auf mindestens zehntausend Stück schätzt. Nachdem ihre eigentlichen Flederbissen, die Ratten, vertilgt sind, haben sie sich mit der gleichen Ausdauer auf die kleineren Haustiere, Hühner, Enten und Gänse, ferner auf die zahlreichen Arten der wildlebenden Vögel und weiter auf Eidechsen, Frösche und Kröten geworfen, um diesen planmäßig den Garas zu machen. Ohne weitgehendste Sicherheitsmaßnahmen kann auf Jamaika überhaupt kein Federvieh mehr gehalten werden; immer wieder verstehen es die beweglichen Mungos, in die Stallungen einzudringen, um sich die nötige Nahrung zu verschaffen. Damit aber nicht genug hat die Vertilgung von Vögeln und Kaltblütlern noch eine weitere Folge gehabt, die sich heute in unerträglichster Weise bemerkbar macht. Es fehlen jetzt nämlich die natürlichen Feinde und Vertilger von Insekten, Käfern und Fliegen, die sich in den letzten Jahren zu ungeheuren Schwärmen vermehrt haben und ihrerseits den Feld- und Gartenfrüchten zu Leibe gehen. Man ist zwar die Ratten los, die man unabsichtlich ans Land gebracht hatte; aber man kann sich der räuberischen Mungos nicht erwehren, mit denen man Mutter Natur ein Schnippchen schlagen wollte, und hat die Inselnenplage noch als Draufgabe! Alle Mittel zur Bekämpfung der überhandnehmenden Schmarotzer sind bisher fehlgeschlagen oder haben doch keinenfalls den gewünschten Erfolg erreicht.

Vor ein paar Monaten kündigte die Sowjetregierung an, daß sie dreitausend Paar Kaninchen in die russischen und sibirischen Steppengebiete einführen und dort loslassen wolle. Wenn man diese Aktion nicht vorher ganz genau auf ihre möglichen Folgen studiert hat, so steht zu erwarten, daß man dort die gleichen Erfahrungen machen wird wie in Australien. Es ist allgemein bekannt, wie im Jahre 1851 zwei Dutzend Kaninchen im australischen Bush ausgelegt wurden, die sich inzwischen auf schätzungsweise zwanzig Millionen vermehrt haben und in weiten Teilen des Landes jegliche Art des Ackerbaus einfach unmöglich machen. Erst in den letzten Jahren ist man soweit gekommen, die weitere Vermehrung der Tiere dadurch hintanzuhalten, daß man großzügige Werke zur Verarbeitung der Felle und des Fleisches geschaffen hat und somit einen Anreiz zur Jagd auf Kaninchen gibt. Wollte man anfänglich Mutter Natur nachhelfen und das ziemlich tierarme Land besiedeln, so hat man inzwischen einsehen gelernt, daß man der Bevölkerung damit einen

schlechten Dienst erwies, der so manchen Farmer fast zur Verzweiflung getrieben hat.

Weniger bekannt ist, daß Australien mit einem anderen Eingriff in das Gleichgewicht der natürlichen Kräfte beinahe unübersehbaren Schaden für Mensch und Tier angerichtet hätte. Der Riesenfischer, ein Vogel, der von der Bevölkerung wegen seines unangenehmen Schreis auch der „lachende Esel“ genannt wird, hatte viel unter den Verfolgungen der Ansiedler zu leiden, weil das von ihm verursachte Geräusch, besonders in der Paarungszeit, wirklich auf die Dauer schwer zu ertragen ist. Sobald aber die Zahl der Riesenfischer kleiner wurde, bemerkte man eine anfänglich unerklärliche Vermehrung der Schlangen auf dem Lande. Die Todesfälle von Schlangenbissen unter der Bevölkerung verfünfachten sich allmählich und die Farmer verloren in manchen Bezirken bis zu einem Viertel ihres Viehbestandes alljährlich. Die Regierung setzte eine besondere Kommission zur Prüfung dieser eigenartigen und zugleich beunruhigenden Tatsache ein, die schließlich zu dem Ergebnis kam, daß die Vertilgung des Riesenfischers die Ursache für die Vermehrung der Schlangen war. Der genannte Vogel tötet bis zu zwanzig der Reptilien an einem einzigen Tag; teilweise verzehrt er sie, auf jeden Fall aber tötet er alle Schlangen, deren er habhaft werden kann. Blitzschnell stößt er aus beträchtlicher Höhe auf die oft meterlangen giftigen Reptilien nieder und weiß diese so zu packen, daß er sie in wenigen Minuten buchstäblich zerhacken kann. Jetzt ist der Abschuß des Riesenfischers gesetzlich verboten; man erträgt lieber den Lärm des Vogels als daß man den natürlichen Feind der Gifschlangen ausrotet.

In Nord-Carolina der Vereinigten Staaten hatten vor Jahren ein paar unternehmungslustige Amerikaner eine Wachtelzucht großen Ausmaßes angelegt, von der sie das ganze Land mit den schmalhaften Vögeln versorgten. Zu ihrem Bedauern bemerkten die Besitzer jedoch, daß in den benachbarten Bergen einige Adler ihren Horst hatten, die sich ab und zu einen der Zuchtvögel zum Verspeisen einfingen. Es schien ganz natürlich, daß man die Adler unter großer Mühe vertilgt, um den Räubereien ein Ende zu machen. Zwei Jahre später mußten die Amerikaner ihre Zucht gänzlich auflassen, da der größte Teil der Wachteln einer Seuche erlegen war. Es stellte sich heraus, daß es in der dortigen Gegend ein Insekt gibt, das seine Eier mit Vorliebe in die Haut der Wachteln einbettet; die Brut lebt dann auf längere Zeit auf die Schmarotzer auf dem Körper der Vögel. Dadurch geschwächt fielen diese Tiere den Verfolgungen der Adler zuerst zum Opfer; auf natürliche Weise war so dafür gesorgt, daß die Schmarotzer nicht überhandnehmen konnten. Nachdem aber die Raubvögel vertilgt waren, vermehrten sich die Insekten in ungeahntem Maße und hatten so in Kürze die gesamte Wachtelzucht verseucht. Der Eingriff in Mutter Natus Rechte kostete die Amerikaner annähernd fünfzigtausend Dollar!

Ahnliche Beispiele lassen sich genug anführen. So wurde das Prärieguhn im westlichen Kanada durch den Import von ungarischen Rebhühnern verdrängt; dieses konnte sich jedoch auf die Dauer nicht eingewöhnen und ist heute fast gänzlich wieder ausgestorben. Kanada hat aber durch dieses Experiment ein wertvolles Mitglied seiner Vogelwelt auf immer verloren. In Neuseeland hat die Einführung von verschiedenen großen Pflanzenfressern, besonders von Rindvieh, das Landschaftsbild so verändert, daß eine Reihe von früher ganz harmlosen Vögeln wegen Mangel an Nahrung zu wahren Raubgefiedel geworden ist. Beispielsweise war der dort viel verbreitete Nestorpapagei früher ein unschädlicher Vegetarianer, tötet jetzt aber wegen ungenügender Pflanzennahrung jährlich Tausende von Schafen und selbst Schweinen, sodaß die Regierung eine Kopfprämie für ihn zahlt. Ein paar Dutzend Sperlinge, 1850 von England nach Amerika gebracht, haben sich zu Millionen im Laufe

der Jahre vermehrt und Schäden angerichtet, die im Verlust von Obst und Körnerfrüchten gar nicht einzuschätzen sind.

Wenn der Mensch Versuche, wie die hier erwähnten, anstellt, manchmal aus Gewissensschatz, oft auch nur als Spielerei oder aus sportlichen Gründen, so muß er immer damit rechnen, daß die Folgen unübersehbare Nachteile und Verluste auf anderen Gebieten in sich schließen können. Mutter Natur weiß eben doch am besten, wie sie das richtige Stärkenverhältnis unter ihren Geschöpfen aufrecht erhält.

Rundschau.

„Reichtagsbrand Nr. 2.“

Mit diesem Namen hat ein sehr treffsicherer Journalist die Ereignisse in Deutschland, die sich letzten Samstag und Sonntag abspielten, bezeichnet. Warum? Weil genau so wie im Reichstagsbrandhandel viele Punkte dunkel bleiben und allerorten Fragezeichen zu den amtlichen Bekanntmachungen gesetzt werden müssen.

Man wußte, daß die S. A. am 30. Juni den letzten Tag im amtlichen Dienst standen, daß sie am nächsten Tage die Uniform ausziehen und vorläufig für einen Monat in Urlaub gehen mußten, um niemals wieder in gleicher Form zusammengezogen zu werden. Man wußte auch, daß der Chef der S. A. als Reichsminister abgesetzt und auch von der Offiziersliste gestrichen worden war. Es war auch kein Geheimnis, daß unter den braunen Scharen der Ruf nach einer zweiten Revolution lauter und lauter tönte, daß sie da und dort beim Marsch durch die Straßen nicht mehr davor zurückshreckten, im Sprechchoron diese Forderung zu erheben. Von einer einheitlichen Willensbildung bei den Scharen war aber nicht die Rede, und was die Führer betrifft, gab es keine Anzeichen dafür, daß wirklich ein entschlossener Wille zur Gegenwehr im Falle einschneidender Maßnahmen von Seiten Hitlers vorhanden war.

Wenn nun am ersten Juli die braunen Bataillone nicht heimgegangen wären, wenn sie sich geweigert hätten, die Uniformen auszuziehen, wenn der Chef, der längst als Bänderast öffentlich verhöhnte Röhm, einen Aufruf in diesem Sinne losgelassen hätte, würde man ein scharfes Zugreifen der Regierung verstanden haben.

Was aber nun geschehen, das erweckt Staunen und Schreden bei allen, die sich nicht von der Propaganda des Herrn Goebbels und den Verfügungen Hitlers und Görings überrumpeln lassen.

An zwei Stellen griffen die Machthaber zu. Hitler arbeitete in München, Göring in Berlin. Ausführende Organe waren die S. S.-Abteilungen, die schwarz uniformierten Schutzstaffeln, die seit langem die Polizei darstellen, oder wenigstens die sogenannte „Staatspolizei“, die zur Verfügung der Regierung steht.

Hitler flog in Begleitung von Goebbels oder allein, das weiß man noch nicht, vom Rhein nach München. Aufbruch nachts 2, Ankunft in München um 4 Uhr. Bei der Ankunft habe der Kanzler vernommen, daß die S. A.-Führung, also Röhm, eine Parole ausgegeben: „Der Führer ist gegen uns, die Reichswehr ist gegen uns. S. A. auf die Straße“. Und wirklich seien die braunen Jungs auf der Straße gewesen. Jedoch nicht mehr, als Hitler ankam. Der Innenminister Wagner hätte zwei Gruppenführern das Kommando entzogen und die Leute heimgeschickt. Daß so etwas möglich war, beweist zum wenigsten, wie willig die S. A. einem Minister, also der Regierung, immer noch gehorchten.

Hitler aber begab sich mit S. S.-Abteilungen hinaus nach Bad Wiessee, in Röhms Villa. Dort fand man den Stabschef in seinem Schlafzimmer, nebenan den Heines in perverser Umarmung mit einem Lustknaben, vielleicht auch